

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 28 (1948-1949)
Heft: 5

Artikel: Das Elsass
Autor: Redslob, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS ELSASS

VON ROBERT REDSLOB

Wenn man das Elsaß in seiner tiefsten Seele erfassen will, so wird man gut tun, nicht zu allererst seine herrlichsten Berglandschaften und seine berühmtesten Baudenkmäler aufzusuchen. Besser ist es, mit beschaulichem Sinn eine bescheidenere Wanderung in Dorf und Feld zu unternehmen. Man ziehe nur einige Meilen weit aus Straßburgs Toren, auf eine Höhe, wo sich ein Rundblick auf das Hügelland öffnet und wo man vielleicht die Stätte ersieht, da Rom zum letzten Mal durch seinen Cäsar Julian die germanischen Völker zurück warf über den Rhein. An der Straße, da wo sie den Kamm erreicht und aufhört zu steigen, findet der Wanderer meist eine Steinbank, von vier alten Bäumen umrahmt. Die Bank ist in Schulterhöhe mit einer Platte überdeckt, die auf zwei Pfeilern ruht und zum Absetzen von Traglasten dient. Eine in den Stein gemeißelte Jahreszahl erinnert an die Geburt des Königs von Rom oder an die des Erbprinzen Ludwig Napoleon unter dem zweiten Kaiserreich. Ihnen zu Ehren sind diese Ruheplätze errichtet worden. Die Throne sind gestürzt, sie haben große Hoffnungen unter ihren Trümmern begraben; aber die Bänke stehen noch, und mit ihnen lebt die Erinnerung weiter, die Erinnerung an jene Zeitalter mit ihrem Ruhm und ihren Schicksalsschlägen.

Auf einer solchen Höhe mache man Rast. Das Münster hebt sich in der Ferne wie eine Hand und ein Finger, die zum Himmel weisen. Die wohlgepflegten Ackerfelder ziehen den Hang hinab, in schmalen, gleichlaufenden Streifen, die sich dann alle zusammen in weitgeschwungener Bogenlinie wenden und bis an die ersten Häuser des Dorfes hinuntergleiten. Dort stehen sie, diese Häuser, hochgegiebelt, mit stattlichen Hoftoren und stolz wie Burgen. Der Kirchturm neigt sich über die friedlichen Dächer, die sich in engem Kreis um ihn scharen. Die Glocke sendet ihre altvertrauten Töne herab, die Gläubigen zur sonntäglichen Andacht rufend. Die Linde schauert und breitet ihre Äste wie einen faltigen Mantel über den Friedhof. Sie murmelt eine Litanei, wie wenn sie die Altvordern anrufen und einladen wollte, sich mit den Lebenden in einmütigem Gebet zu vereinen. Tiefer und eindringlicher schallt der eherne Gesang. Da sieht man auf dem Pfade hinter den hochragenden Ähren ernste Gestalten daherwandeln; sie schreiten mit Würde vorbei. Die Frauen tragen die schwarzseidenen „Schlupfkappen“, die, vom Wind umfächelt, leise flattern wie leichte Vogelschwingen. Gestickte Mieder und Schürzen geben ein festliches Gepräge. Männer folgen mit Dreimastern oder pelzverbrämten Mützen, mit steifen Spitzkragen und mehrfach ge-

schlungenen Halsbinden, mit tiefherabwallenden Röcken, und vor allem mit viel Majestät. Alle diese Bauersleute haben tiefgeprägte Züge, die wie mit dem Beil zugeschnitten sind. Sie haben Charakterköpfe. Zuweilen schlagen sie die Augen nieder, und ihre Seele schwingt weihevoll mit dem Gesang der Glocke; oder ihr Blick schweift mit ruhigem Stolz über die reiche Ernte, die unter der schweren Last den Nacken beugt und des Schnitters harrt; oder sie schauen hinauf zum Himmel, wo die rätselhaften Elemente wohnen, segensvoll, aber auch unheilsschwer, Gottheiten gleich. Und sie wandeln weiter in langem Zug. Die Ähren neigen sich tief, wie ein Vorhang, der sich in langschwebenden Falten vor einem erhabenen Schauspiel öffnet. Sie wandeln vorbei, wie der ruhige, machtvoll daherziehende Strom der Geschichte. Sie wandeln vorbei mit der Sicherheit des Pfluges, der die Furchen gräbt. Geschlechter mögen wechseln, Geschlechter mögen auf Geschlechter folgen: jene Gestalten sind immer die gleichen. Sie verkörpern das immerwährende Elsaß, jenen Ewigkeitswert, der unabänderlich durch die Jahrhunderte schreitet, allen Schicksalsschlägen zum Trotz, weil getragen von einer Macht, die in erhabener Größe allen Begebenheiten der Stadt- und Weltchronik standzuhalten vermag: diese Macht ist die Mutter Erde.

Wer dieses Bild in sich aufgenommen, der hat das Elsaß in seinem innersten Wesen erfaßt. Und nun, da er in dem geheimnisvollen Schrein das Allerheiligste geschaut, mag er den weihevollen Tempel verlassen, die Bogengänge und Gärten durchschreiten und die Schönheiten des Landes erschauen. Er ist kein Fremdling mehr. Er hat den Stil dieses Landes begriffen. Mag er hier und dort vielfarbigen Variationen lauschen, immer klingt doch der alles beherrschende Cantus Firmus in ihm.

Und nun, gehen wir auf die Wanderschaft.

Wir beschreiten zuerst einen Wallfahrtsweg. Er führt zu einem Heiligtum, das wie eine Felsenburg auf hohem Vorgebirge das Land überschaut. Es ist der Schutzheiligen des Landes geweiht.

Der Odilienberg trägt nicht nur ein Kloster. Er ist von einer cyklopenartigen Mauer gekrönt, deren riesenhafte, gewaltig aufgetürmte Felsblöcke eine Zuflucht für die altkeltischen Völker boten, wenn germanische Stämme den Rhein überfluteten. Endlich ist der Berg von einem Kranz mittelalterlicher Burgruinen umgeben, die auf seinen Hängen Wacht stehen, wie Reisige, die eine Feste beschirmen. So einigen sich der Christenglaube, der geheimnisvolle Zauber der Vorzeit und die Romantik, um den Odilienberg mit einer poetischen Weihe zu umgeben.

Man möge in einer Sommernacht, am Wallfahrtstag der Heiligen, mit der langgewundenen Prozession hinaufsteigen, deren Lichter wie ein im Monde schillernder Gebirgsbach durch die hohen, dunkeln Wäl-

der fluten. Oder, besser noch, man unternahme die Pilgerfahrt allein, an einem Herbstmorgen, wenn der Nebel dicht und trüb die Rheinebene überschattet. Gespenstig steigen die hohen Tannen empor, ihre Wipfel verlieren sich im Düster der Wolkenschleier. Die Welt ist erstorben. Schauernde Grabesnacht. Da plötzlich dringt durch die Zweige ein blaßblauer Schimmer. Es ist als ob der Nebel aufatmete und einem fernen Traumgesicht entgegenschwebte. Von einem Augenblick zum andern wogen lange, blendende Sonnenstrahlen durch die Nacht. Und auf einmal tut sich der Himmel auf in seinem herrlichen Glanz. Die Nebel sind versunken. Sie ballen sich in der Tiefe zusammen. Sie fluten in schäumender Brandung durch das Tal und fallen vor sonnenumleuchteten Felsen ohnmächtig in das Nichts zurück. Hoch droben indes, über den Tannenkronen, ragen die Mauern und Türme des Klosters, in ein Meer des Lichts getaucht. Man wähnt eine Graalsburg zu schauen. Fürwahr, ein überweltliches Gesicht.

Der Blick vom Odilienberg, der wie der Bug eines Schiffes in die Ebene vorspringt, ist altberühmt. Man erschaut, wie im Vogelflug, hunderte von Dörfern, und Städte mit ihren Türmen. Der Rheinstrom, dort in der Ferne, spinnt sein leuchtendes Band. Gemahnt er nicht — er, der schicksalsschwere — an den Faden, den die Nornen spinnen, an den Faden, der die Lose der Sterblichen webt? Drüben steigt der Schwarzwald auf, wie eine eherne unerschließbare Mauer. Ein End[?] der Welt. Wendet man sich aber gen Abend, so ziehen unendliche Wälder bis an den blauen Horizont, in dem sie sterbend zerfließen.

Oft auch erscheinen geisterhaft in der Himmelstiefe die leuchtenden Zinnen der Schweizeralpen.

Manche Länder sieht man dort oben, die hart im Raum zusammenstoßen. Man steht in einem Brennpunkt Europas, an einem Kreuzweg seiner Geschichte.

Wenn man dort oben weilt, erfaßt man den geometrischen Ort, den das Elsaß in der Geschichte des Abendlandes bildet. Das Elsaß hat eine Vorbestimmung. Sie ist ihm vorgezeichnet durch seine Lage an einem Knotenpunkt von Straßen, die nach allen Himmelsgegenden führen, «Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen». Es sind nicht nur Handelsstraßen für den «Säumer mit dem schwerbeladenen Roß, der ferne herkommt von der Menschen Ländern»; es sind auch Straßen des Geistes. So hat das Elsaß den Beruf, ein Prisma zu bilden, in dem sich verschiedenfarbige Lichtstrahlen brechen, um mit erneuter Pracht in andere Fernen hinauszuströmen.

Aber steigen wir nach dieser philosophischen Betrachtung wieder auf die Erde der Menschen hinab.

Das Elsaß ist ein «Burgenland». Es verdient diesen Namen wie kein anderes. Wenn man, dem Rheine folgend, das Land durchzieht, so gleiten vor dem erstaunten Auge berauschte Bilder aus der Rit-

terzeit vorüber. Die Gipfel sind in ununterbrochener Folge mit Bergfrieden gekrönt. Aus den dunkeln, geheimnisvollen Tannenwäldern ragen Mauern, Zinnen und Wachttürme aus rotem Sandstein empor. Bei Sonnenuntergang flackern sie auf und schlagen Flammen. Es ist wie ein Alpenglühen.

Die Burgen reihen sich aneinander wie die Steine eines Diadems. Schon auf dem Hang des großen Gebweiler Belchen träumt der im Gewoge der Sage verschollene Freundstein. Bei Egisheim, der Geburtsstätte eines Papstes, Leo's des IX., heben sich die drei Exen. Weiterhin der stattliche Hohlandsberg. Dort grüßen die drei Rappoltssteiner Schlösser, darunter die prunkhafte Ulrichsburg, deren Herr die Suzeränität über die Pfeifer und Sänger vom Hagenauer Forst bis zum Hauenstein besaß und alljährlich die Zunft nach Rappoltsweiler zu einem Beratungs- und Gerichtstag berief, wo der Ernst der Besprechungen sich bei anhebender Nacht zu einem Sängerkrieg verklärte. Bald breitet sich die prächtige Hohkönigsburg auf ihrem Gebirgskamm aus und gemahnt an die verschollene Glorie des zweiten Reiches. Am Eingang des Lebertales stehen zwei gewappnete Krieger Wacht, der Ortenberg und der Ramstein. An einem Baume kenntlich, der seine Äste wie einen Fächer über den Wachturm breitet, winkt der Bernstein. Von weitem schon hebt der Landsberg sein beherrschendes Haupt. Auf den Söller des Odilienberges hingestellt, war er die Wiege der Fürststäbtissin Herrad, die oben in dem Kloster eine wunderbare, mit Bildern geschmückte Beschreibung ihrer Zeit verfaßte, den Hortus Deliciarum. Die Schlösser von Ottrott, Lützelburg und Ratsamhausen hüten den heiligen Berg. Gegen Morgen, über der Stadt Zabern, hebt sich ein Dreigestirn. Das nördliche Elsaß vollends, da wo die Vogesen sich in ein liebliches Miniaturgemälde wandeln, ist eine hehre Versammlung von glanzvollen heroischen Burgen: Windstein und Fleckenstein; der Wasigenstein, verklärt durch die Sage von Walter und Hildegunde .

Da mag man denn einen stillen, einsamen, in der Vergangenheit entschlafenen Burgweg hinaufwandern. Eine ahnungsvolle Stille im Tannenschatten weckt den Flügelschlag der Phantasie. Plötzlich ragt der gigantische Arm des Bergfrieds über die Wipfel. Im verfallenen Burghof singt der Wind auf der Harfe der herabwallenden und rauschenden Lindenzweige sein altes Lied. Er erzählt von heldenhaften Rittern, von schönen Frauen, von fahrenden Sängern, von herbem Kampf und glänzendem Turnier. Da hört man Eisenklirren und Hörnerschall. Und bleibt man zur Nacht in den öden Mauern, da mag wohl ein Geist aus alter Zeit dem Grab entsteigen und flüsternd lang verschollene Mären künden: «Von Freuden, Hochgezyten, von Weinen und von Klagen».

Während auf den Höhen der Vogesenkette die mittelalterlichen

Burgen stehen, liegen unten an der Halde des Gebirges stattliche und weithin schimmernde Städte. Sie sind meist noch von Türmen und Mauern umgeben; in dem einstigen Graben, der zur Wehr diente, sind Gärten eingebettet, und der Außenwall, von hohen Bäumen umrahmt, ist heute ein malerischer Rundweg für beschauliche Spaziergänger, die das Bild der Stadt mit ihren Kirchen und Zinnen von allen Seiten besehen wollen. Zuweilen, wie in Kaysersberg, ist das Weichbild von einer ragenden Burg beherrscht. Hochgegiebelte Patrizierhäuser, altertümliche Stadttore mit Heiligenbildern, eine bewehrte Brücke wecken einen romantischen Zauber.

Viele dieser Städte waren politische Mächte, manche von ihnen waren reichsunmittelbare, fast souveräne Republiken, mit aristokratischer, und später demokratischer Regierungsform. Das korporative Leben war in den Zünften stark entwickelt.

Von der Ebene gesehen, fallen ins Auge das altbekannte und malerische Reichenweier, das bis zur Revolution dem Hause Württemberg eigen war und auf dem Tor das Wappenschild seiner einstigen Fürsten, das Hirschgeweih trägt. Dort hebt sich Zellenberg, einsam auf einem Hügel thronend wie eine altitalienische Stadt. Ein einziges Tor gibt Einlaß in den Mauerring. Man erkühne sich beileibe nicht, einen Bewohner zu fragen, ob man zu einem anderen Tor hinaus könne. Es wäre das eine arge Beleidigung, die böse Folgen haben möchte. Dort steht Hünaweier mit seiner befestigten Kirche, weiterhin Rappoltsweiler am Fuß der drei Schlösser, und Bergheim, wo ein Zollhaus an die Zeit gemahnt, in der hier das Gebiet der Habsburger begann. Und viele andere Städte wären zu nennen.

Jede von ihnen hat ihr Storchennest, das meist auf der Vierung der Kirche steht. Ein einziges nur. Es gibt eben ein Storchennest. Jedes dieser gefiederten Geschlechter hat seinen Bann, in dem es die alleinige Lehensherrlichkeit übt. So wenig es in einer Stadt zwei Burgvögte gab, so wenig können zwei beflügelte Dynastien nebeneinander bestehen. Auch sind es immer die gleichen Störche, die wiederkehren. Ihr Burgenrecht ist höchst persönlich.

Mit welcher rührender Anhänglichkeit halten die Störche an ihrer Heimstätte. Als der Krieg zu Ende war, fuhr ich durch manch zerstörtes und verödetes Dorf. Aber auf dem halbverfallenen Kirchturm hatten sich die alten Störche eingenistet. Sie waren der alten Behausung treu geblieben, auch mitten im Trümmerfeld. Sie waren die einzigen Bewohner, die in die schreckliche Ode zurückgekehrt waren. Sie zu allererst hatten mit dem Wiederaufbau begonnen.

Diese Städte am Gebirge liegen meist in reichem Rebengelände. Sie sind von Trauben umwachsen. Jede von ihnen trägt einen Namen, der nicht nur einen guten historischen Klang hat und an ruhmreiche Tage mahnt, sondern auch einen erlesenen Wein bezeichnet. Neulich,

als man in Straßburg den General de Lattre de Tassigny feierte, war auf dem gedeckten Tisch der Siegeszug des Feldherrn durch das Elsaß in der anmutigen Form von hochragenden Flaschen dargestellt, deren jede einer eroberten Stadt entstammte.

Die elsässische Rebe hat die Gunst der Morgensonne, die badische hingegen wird durch die Abendsonne belebt. Dieser Unterschied in der Bestrahlung hat eine Verschiedenheit in der Geistesart zur Folge, die dem Wein auf dem einen und andern Ufer eigen ist.

Man hat für den Wein, in unserem Lande, ein Gefühl der Verehrung. Auf einem alten Brunnen in Kaysersberg steht geschrieben:

«Gieß't Du Wasser in dein' Kragen,
So gieb Acht, es kält' Dein' Magen!
Trink lieber alten subtiln Wein,
So rat ich, und laß mich Wasser sein!»

Die Städte des Landes sind reich an geschichtlichen Denkmälern und an Kunstschatzen. Ihre Architektur hat die Eigentümlichkeit, daß neben gotischen und Renaissance-Bauten auch der Stil der französischen Könige des XVII. und XVIII. Jahrhunderts einen Ehrenplatz behauptet. So wird die rheinische ernst würdevolle Architektur von westlicher Grazie durchflutet. In Straßburg sieht der gotische Dom auf das spätmittelalterliche Frauenhaus, auf einen herrlichen Bau der Reformationszeit am Gutenbergplatz und auf den Palast der Kardinäle von Rohan hernieder. Mit der Wende des Westphälischen Friedens hat eben französische Kunst ihren Einzug gehalten. Und so prägen sich die wechselnden historischen Schicksale des Landes in seinen Stadtbildern aus. Diese Synthese ist besonders eindrucksvoll in zwei anderen Städten, die ihren altertümlichen Charakter mit Innigkeit bewahrt haben, in Colmar, dem Columbarium der Römer, und in Schlettstadt, wo Kaiser Karl der Große seinen Hof gehalten. Viele andere Städte noch reihen sich an. Wer nennt ihre Namen? Rosheim, mit seiner hochberühmten romanischen Kirche. Oberehnheim, ein Rahmen für die Meistersinger. Molsheim mit seinem edlen Stadthaus. Hagenau mit seinen Erinnerungen an Friedrich Barbarossa. Endlich das vielumstrittene Weißenburg, wo Denkmäler auf den Anhöhen an so viel schicksalsvolle Kämpfe erinnern und wo so viel Ruhm die Gefilde durchflutet und so viel Blut die Erde getränkt.

Aber nehmen wir Abschied von der üppigen Ebene, von ihrem Kranz stolzer Städte und lieblicher Dörfer, von ihrem Ackerland, ihren Reben, ihren Wäldern und Triften. Wandern wir hinauf zu den Bergen und, um ein großzügiges Bild in unserem Blicke festzuhalten, folgen wir dem Vogesenkamm. Er entsteigt im Norden einer anmutsvollen Hügellandschaft, er steigt immer höher an, um im Süden, angesichts der Schweizeralpen, seine letzte und erhabene Warte zu erreichen.

Um Weißenburg und Niederbronn sind es noch die Kleinvogesen. Da sieht man idyllische Täler, von einem murmelnden kristallklaren Bächlein durchrauscht, das über Felsen stolpert.

«In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad.»

Und es dreht sich langsam, bedächtig, fast philosophisch, das alte Mühlenrad. In seinem regelmäßigen, unabänderlichen Rhythmus schlägt der Puls der Geschichte. Sein Kreislauf bezeichnet die unwandelbaren Gesetze im Wandel der Zeit.

Irgendwo am Waldessaum steht die Siebenbrunnenmühle. Dort habe ich eines Tages in einer Bauernstube von altmodischem, wir sagen gern von «altfränkischem» Gepräge, mit einer steinalten Bäuerin geplaudert, die in einem hohen Lehnstuhl neben dem riesigen Kachelofen thronte. «Da habt Ihr einen schönen Sorgenstuhl», sagte ich. «Was meint Ihr damit?» antwortete sie. «Ich brauch' keinen Sorgenstuhl, ich hab' keine Bekümmernis mehr.» Und die Hände faltend und mit dem Kopfe nickend: «Ich hab' mein' Sach' vollendt.» Ein schönes Wort! Glückliche, wer an seinem Lebensabend mit Gewißheit und in Ruhe sagen kann: «Ich hab' mein' Sach' vollendt.»

Dann geht es über die weithin blickende Feste Lichtenberg in das Grauftal mit seinen Höhlenbewohnern unter den hohen Felsen. Die von Vauban ummauerte Stadt Pfalzburg, Heimat der Dichter Erckmann und Chatrian, ist in französischem Stil erbaut. Sie hat ihre Porte de France und ihre Porte d'Allemagne. Die Burg Hohbarr, das «Auge des Elsaßes», überschaut die Gaue bis an den Rhein. In der Nähe senkt sich die Zaberner Steige, auf der Ludwig XIV. im Angesicht des blühenden Landes mit seinen unzähligen Dörfern den Ausruf tat: «Quel beau Jardin!» Auf einem gigantischen Felsblock, der wie eine Arche Noa über dem Meer der Tannengipfel aufragt, schwebt die Kirche von Dagsburg. Sie scheint, hoch über der irdischen Welt, in Himmelsweiten entrückt. Die Burg Nideck, wo die Sage vom Riesenfräulein zu Hause ist, neigt sich über den schillernden Wasserfall. Hoch droben aber am Saum der Wolken ragt der heilige Berg der alten keltischen Völker. Es ist der Donon, der gebietend, feierlich, in majestätischer Einsamkeit sein Haupt erhebt. Dort, auf dem Gipfel, wo die Altäre standen, kamen die gallischen Stämme der Umwelt zusammen, um ihre Götter zu verehren. Sie wallten in langen Zügen die Täler hinauf. Droben harrten die geheimniskundigen Druiden, die Priesterin, die mit der goldenen Sichel die Mistel brach, und die Barden, welche die alten Heldenlieder sangen.

Bald ändert sich das Landschaftsbild. Die Berge steigen höher. Die mächtig aufragenden Tannenwälder erreichen die Gipfel nicht mehr. Weite Triften überall. Die Herdenglocken ertönen. Über den sich breiten Matten weitert sich das Himmelszelt.

Der Vogesenkamm, scharf gemeißelt, wölbt sich über den Tälern. Traumverlorene Seen bergen sich an den Hängen. Sie sind wie ernste, wehmütige Augen, die unter den Brauen der Tannenzweige emporblicken. Den Schluchtpaß überquerend führt die Straße weiter, zwei Länder überschauend, und sie führt endlich hinauf zur letzten Zinne, dem Gebweiler Belchen.

Man muß einmal dort oben den Sonnenaufgang bewundert haben. Es beginnt zu dämmern. Man steht vor einem unermesslichen Horizont, umrahmt von den fernen Schattengebilden der Berge. Ein Hahn kräht drunten im tiefen Tal. Die Sterne verblassen. Die Welt ist in Erwartung, sie ist beklommen; eine weihevollte Stille, eine Ahnung liegt über ihr.

Apoll mit dem Sonnenwagen ist nahe. Hinter der finsternen Burgmauer des Schwarzwaldes sprühen die Hufe seiner Rosse. Die Funken schlagen über den Berg herüber. Schon leuchtet eine feurige Mähne. Ein Lichtstrahl dringt hervor wie ein Peitschenhieb. Und da hebt sich das goldlockige Haupt des Gottes über dem Söller. Eine Glutwelle kreist um die Welt. Sie berührt die Scesaplana, den Säntis, dann weiter die Glarner Berge, die drei Helden des Oberlandes, die Blümlisalp. Die Eisriesen, die noch wie bleiche Gespenster den Himmel umstanden, beginnen Leben zu atmen. Die Kronen der Alpenkönige beginnen zu leuchten. Ein jeder ist kenntlich an der Gestalt seines Wappenschildes. Sie stehen im weiten Kreis, würdevoll, in andächtiger Stille, wie die Genossen einer ewigen Landsgemeinde.

Da hält man schweigend still vor solch erhabenem Anblick. Es erhebt sich, in Klängen des Lichts, eine heroische Symphonie, deren Akkorde den weiten Erdenraum erfüllen. Die Welt ist ein unendlicher, berauschernder Zusammenklang von Tönen. Und der Sterbliche, vor solchem Zauber, empfindet die wundersame Ahnung einer höheren Sphärenharmonie.